

Eine Silvester-Halluzination

Autor(en): **Huebner, Lotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Silvester-Halluzination.

Nachdruck verboten.

Skizze von Lotte Huebner, Hamburg.

Das Schiff ging langsam durch das Wasser — gleichmäßig schwankend — etwas nach rechts, dann etwas nach links. Einschläfernd ruhig schlugen die kleinen Wellen vorn an den Bug, zaghaft und leise wehte der warme Tropenwind über das Deck. Sonst kein Laut und keine Bewegung — alles Eintönigkeit und Nacht. Dazu Silvesternacht mit ihrer doppelt fühlbaren Einsamkeit für den, der einsam ist.

Ganz vorn, oben auf dem Deck, dicht am Schiffgeländer stand ein langer Korbstuhl. Darin lag ein Mann. Es war schwer zu sagen, welcher Nation er angehörte. Sein Teint war von jenem matten Gelb der Südländer, das aber auch Juden und namentlich jüdischen Frauen eigen ist. Sein Haar war kraus und schwarz, vorn am Scheitel etwas grau; seine Nase hatte entschieden orientalischen Schnitt. Ueber Gesicht und Gestalt lagerte ein schwermütiger Ausdruck, um die Nasenflügel zuckte es manchmal wie Welt- und Menschenverachtung. Seine Augen waren geschlossen; aber er schlief nicht. Er hatte sie nur zugemacht, damit die trostlose Leblosigkeit ringsumher ihn nicht erdrücke. Nach innen sahen seine Augen auf das bunte Theater, das ihm seine Phantasie vorspielte — alles Szenen, wie sie das Leben geschaffen — und wie sie das Leben für ihn hätte schaffen sollen, mit Menschen darin, die handelten, wie sie sollten — und wie sie nicht sollten; im Mittelpunkt immer er, mit dem, was er den andern gab, mit dem, was er ihnen schuldig blieb, und mit dem, was er sich selbst schuldig geblieben. Ein buntes Durcheinander war das! Wie sich zurechtfinden in den schwankenden Ziffern im Schuldbuch des Lebens! Hier stieg sein Kredit zu bedeutender Höhe.

„Ich bin doch ein selten anständiger Mensch,“ sagte er und legte sich bequem in den Korbstuhl zurecht.

Aber wie das Schiff schwankend hin- und herging, schwankte die Waagschale, auf der er wog. Da blieb sie tief unten stehen. Er stöberte alle verborgenen Ecken seiner Phantasie durch, um etwas zu finden, das dem Debit die Balance hielte . . .

„Wer sein Wort nicht hält, ist ohne Ehre.“

„Ach was, ein Wort, das man dem Mädchen gibt, ist kein Männerwort und zählt nicht so . . .“

Zählt nicht so, schienen ihm die Wellen nachzuäffen, wenn sie im gleichmäßigen Rhythmus an das Schiff schlugen. als zählten sie, wie oft sie wiederkämen. Ihr gleichmäßiges Kommen und Gehen wiegte ihn aus ernstem Grübeln hinüber in jenen Zwitterzustand des Halbwachens, in dem die Phantasie uns Empfindungen vorspiegelt, tausendmal so stark, als wir sie zu fühlen je imstande wären.

Ein Sommer voll Sonne, Reichtum und Freiheit. Sonne auf den schneebedeckten glitzernden Alpen, auf dem schimmernden See, auf den fatten grünen Weinbergen — im dunkeln Wald durch dichte Zweige dann und wann ein um so leuchtenderer Strahl, Sonne im Herzen — Sonne im Blick! Reichtum? Reichtum im Geben und im Nehmen — im Genießen und Erfüllen ein Uebermaß. Und Freiheit? Frei im Handeln, nicht eingeeengt von Pflichten, von Rücksichten und Zukunftsplänen. So lebte er — eigentlich recht wie eine Eintagsfliege, die heute das hat, was sie zu ihrem breiten Glück braucht, und am Morgen nicht denkt. Neben ihm lebte sie. Aber ganz anders wie er. Sie lebte nur in ihm und in seinen Wünschen; die bestimmten ihr Denken und Handeln, die gaben ihr Pflichten, legten ihr Rücksichten auf und schufen in ihr jeden Tag neue Zukunftsträume. Darin lebte sie die langen Stunden des Tages, wenn er nicht bei ihr war. Und das war der größte Teil vom Tage. Sie sah über ihn die Sonne nicht, wenn sie durch blühende Gefilde schritten. Aber wenn sie des Nachts allein lag und nicht schlafen konnte, sah sie die Sonne scheinen für den nächsten Tag, für die nächsten Tage, für das Leben. Sie fühlte nicht, wie reich sie war bei seiner Zärtlichkeit und bei seinen Küssen. Aber wenn sie allein an Menschen vorbeiging, denen Sehnsucht und Liebe aus den Augen blickten, schauerte sie zusammen vor der kommenden Ueberfülle von Glück. Kam er, so sog sie durstig den Augenblick ein, nur verlangend, nehmend. Zum Geben war die Zeit zu kurz. So hatte er sie nie recht kennen gelernt. Er nahm sie für das, was er aus ihr in den gemeinsam verlebten Stunden gemacht, für

einen Gegenwartsmenschen, für den das Kommende nicht in der überreichen Fülle des Augenblicks geboren werden kann. Erst später hat er sie kennen gelernt.

Er steht vor dem Schaufenster eines Bücherladens in seiner Vaterstadt oben an der Nordsee. Er will noch etwas kaufen für die Seereise; denn morgen geht er fort an neue Pflichten in der neuen Welt. Ihr hat er geschrieben. Er ginge nun . . . Von Heiraten sei ja nie die Rede gewesen . . . Es seien wohl glückliche Stunden gewesen, für die er ihr danke und von denen er wehnützig scheidet; aber seine persönliche Freiheit ginge ihm über alles . . . Er muß den ganzen Tag an sie denken. Gestern früh erhielt sie den Brief.

„Sie wird traurig sein, vielleicht auch weinen; aber weil es einmal nicht anders geht, wird sie sich trösten und ver-gessen . . .“

So überlegt er und dreht sich um zum Weitergehen. Da steht sie hinter ihm, müde und mitgenommen von der Reise, kaum daß sie sich aufrecht halten kann. Jeden Augenblick müssen die Tränen kommen; er hört sie in ihrer Stimme und sieht sie in ihren vollen Augen. Die sind schon rot und aufgeschwollen vom vielen Weinen. Kein „Grüß Gott!“ — kein Wort von ihr. Er weiß auch nicht was sagen. Er geht neben ihr — unwillkürlich. Sie weiß nicht, wohin sie geht, und er fühlt nicht, daß er ihr folgt.

Dann sagt sie tonlos mit verhaltenen Tränen: „Und du kannst mir einen solchen Brief schreiben? Wie konntest du das nur?“

Er weiß nichts zu seiner Entschuldigung, er kann auch gar nicht denken.

„Was soll ich denn tun?“

„Du sollst nicht gehen.“

Und er geht nicht. In einer halben Stunde ist er bei seinem Vater und teilt ihm seine veränderte Absicht mit, ist sein Engagement abtelegraphiert und sitzt er mit ihr im Hotel. Zuerst hat er sie nicht verstanden; aber jetzt, wie sie neben ihm sitzt und ihm alles erzählt, was sie empfunden und durchlebt, da fühlt er es, wie neue Kraft durch sein Herz geht. Er ist froh und glücklich, daß er nicht gegangen, nicht um seinetwillen, aber um ihretwillen, die sich das ersehnte. Und sie küßt ihn und dankt ihm. Aber er muß ihr schwören, daß er nie wieder geht oder bald zurückkommt und daß er sie nie verläßt. „Hältst du dein Versprechen nicht, dann weist du den dunkeln Almenweg zu Hause hinten am Bahnhof, der zur großen Schleuse führt . . . Den Weg geh ich dann.“

Aber er verspricht ihr alles, er bringt ihr dunkelrote Rosen und all seine heiße Liebe. Am nächsten Tag fährt sie. Sie stehen auf dem Perron, vor ihnen die große Uhr mit dem Zeiger, der unerbittlich vorwärtsgeht; noch fünf Minuten — ihnen beidene eine Ewigkeit. Sie sehen jede Minute schwinden, sie zeigen mit jeder Sekunde — noch ein Weilchen Glück! Dann kommt der Zug — fort.

Er geht nach Hause — ihm ist, als sei die Welt zu Ende, er hört und sieht nichts. Er ist mit ihr — abends schreibt er ihr einen langen glühenden Liebesbrief. Dann ist er so müde und geht zu Bett.

„Ich bin doch ein selten anständiger Mensch,“ denkt er und schläft ein.

All die alten Bilder gaukelt ihm seine Phantasie so lebens-wahr vor, daß er sie fühlt und durchlebt. Was schaukelt so? Das ist das Schiff, das ihn jetzt doch fortträgt. Nur fünf Monate später, da kann er sein Wort nicht mehr halten . . .

* „Das Wort, das man dem Mädchen gibt, zählt nicht so,“ plätschern die Wellen — sie plätschern am Schiffsbug ruhig fort, gleichmäßig und einschläfernd ihr altes Lied . . .

Tönen da nicht Silbesterloden? Ja, heute ist Silbester-nacht. Und er hört die Glocken herankläuten. Was singen sie? Ein frohes neues Jahr voll Glück und Liebe! Da tönen die Schiffe, da brennen die bengalischen Feuer ringsherum. Die Fenster und Herzen öffnen sich, das neue Jahr und die neue Hoffnung einzulassen. Drinnen im Salon bei ihr ist man

lustig. Die Pfropfen knallen, die Sektgläser klirren: „Prosit Neujahr, frohes, neues Jahr!“

Sie steht in der Mitte des Saales, im langen blauen Kleid, das weite Ärmel hat. Die sind offen, und man sieht ihren schlanken Arm — oben ist das Kleid ein wenig ausgeschnitten, nur ein ganz klein wenig — vorn und hinten, damit man die feine Halslinie sich denken kann. Er sieht sie ganz deutlich lachen und danken und antworten. Freundlich und zufrieden, mit einem Wort für jeden ihrer Gäste. Dann fängt man zu tanzen an. Die Uhr schlägt Mitternacht, die Glocken läuten immerfort . . . Sie tanzt ins neue Jahr . . . Jetzt hat sie aufgehört, nur die andern tanzen noch. Sie ist nicht mehr im Saal . . . Nein, da unten geht die Gartentür . . . Da kommt sie heraus, im langen dunkeln Mantel. Er muß zu ihr, sie begleiten, sie darf nicht allein gehen in der Silvesternacht. Sie geht nach dem Bahnhof, was will sie dort? Sie biegt rechts ab nach der Schleuse. Ha, nach der Schleuse! Tragen ihn denn seine Füße nicht? Sie geht so langsam, warum holt er sie nicht ein? Halten ihn die Teufel zurück? Nur einen Schritt ist sie vor . . . Diesen einen Schritt muß er sie einholen . . . schnell! Ihre Füße sind nicht sicher: sie kann sich nicht stützen, sie hält in ihren Händen seinen Abschiedsbrief, den sie zerschnittet hat. Den hatte sie heute aus



Bundespräsident Marc Ruchet (Phot. A. Wicky, Bern).

Tanger bekommen, und der trieb sie nun zur Schleuse. Wie das Wasser gurgelt und kreischt und schäumt, ein weißer Brautkranz sind die Wellen! Nun bückt sie sich. Sie will ihn nehmen auf ihr Haar zum Hochzeitskranz.

„Halt, mein Lieb, ich helfe dir dich schmücken!“ Sie ist ihm vor, nur noch eine Handbreit vor am Rand . . . Da greift er zu; er fühlt sie nicht, er sieht sie nicht. Noch eine Handbreit weiter . . . Ah, da ist der kalte Wellenschaum! Tiefer, etwas tiefer, da ist auch sie. Das kalte Wasser kriecht ihm leise an sein heißes Herz. Er muß tauchen — sie ist gesunken — tiefer hinunter, etwas tiefer, da muß sie sein . . . Da kommt er zur Besinnung. Wo ist er? War das ein Traum? Er faßt um sich: da spritzt ihm das Wasser wirklich ins Gesicht. Herr, Gott, sterben? Er trinken? Sie war ja gar nicht da; es war ja nur in seiner Phantasie, daß sie ins Wasser ging. Das Schiff, wo ist das Schiff, damit er sich retten kann? Dort vorn der leuchtende Punkt . . . Ihm nach . . . Mit allen Kräften arbeitet er . . . Vergebens! Es packt und zieht ihn in die Tiefe . . .

Läuten noch die Silvesterglocken? Die Meereswellen hören nichts davon. Sie tragen auch keinen weißen Kranz aus Schaum auf ihren Armen. Sie plätschern nur eintönig und gleichmäßig am Schiff auf.

Ganz vorn oben auf dem Deck stand der Korbstuhl, und der war leer.

Der neue Bundespräsident für 1905,

Herr Marc Ruchet ward zu Morges am Genfersee den 14. September 1853 als Sohn eines Lehrers geboren. Er besuchte in Lausanne die Schulen und studierte hernach an der dortigen Universität sowie in Heidelberg die Rechte. Nach Beendigung des Studiums trat er als Rechtspraktikant in das Bureau Michonnet ein, das seinen Angehörigen nicht nur die Wege in die juristische Praxis, sondern auch ins politische Leben ebnete. Die Herren Kuffi, Soldan, Decollogny und Monod sind alle durch die Schule Michonnets gegangen. Ruchet wurde mit

neunundzwanzig Jahren Mitglied des waadtländischen Großen Rates und 1887 als Vertreter des Kantons in den Ständerat entsandt, dem er bis 1894 und von 1896 an bis zu seiner am 14. Dezember 1899 erfolgten Wahl in den Bundesrat angehörte. Von 1894 bis Ende 1899 war Herr Ruchet auch Mitglied der waadtländischen Regierung, wo sich ihm als Leiter des Erziehungsweizens ein dankbares Arbeitsfeld bot. In seiner fünfjährigen Tätigkeit in der obersten Landesbehörde hat er sich allgemeines Ansehen erworben.

A. R.

— Elegie des Pan —

Von Victor Hardung, (St. Gallen*).

Artemis. Neige dich, Mutter Nacht, verschleierte Königin,
Die du Chaos einst sahst und der Götter Geburt
Und ihre Höhe schaust und ihren Sturz überstehst —
Ewige Mutter, neige das dunkle Haupt!
Siehe, die Erde will träumen den alten Traum,
Leiser atmen unter dem süßen Sang
Liebender Nachtigall und schwellenden Schoß
Dehnen dem Winde, der von der Wolke träuft
Und ihr verweht den silbern gürtenden Flor
Und in die ferne feuert: O Jungfräulichkeit!
Nacht löst die Locken, und Schatten fluten dahin,
Und jungen Sternen ringt sich durch Scham und Schmach
Leben kommender Zeiten zu und verlangt, o
Jungfräulichkeit, Opfer und Tod!

Nimmer ruh'n Liebe und Leid, und sehrender Keim
Pocht im Geröll und Gefels, wacht im gefurchten Feld
Tauenden Tränen zitternder Sorge zu —
Neige dich, Mutter, verschleierte Königin,
Sing uns Geheimnis der ewigen Endlichkeit,
Leben und Tod und holdes Erseh'n vom Staub,
Sing uns, o Mutter, selige Hoffnung ins Herz!

(Pans Sphinx ertönt).

Pan, der nie rastende, naht, und der goldnen Schalmei
Wandern die Wolken, fließen die Winde zu,
Läuschen die Götter, träumen die Sterblichen nach,
Träumen vom Wandel Freiheit und Ewigkeit,
Suchen dein Auge, das ihre Sterne strahlt —
Sing uns, o Mutter, selige Hoffnung ins Herz!

(Pan ist genast).

*) Dieses Zwischenspiel aus des Dichters Lustspiel „Kydippe“ spielt auf Delos, vor dem Heiligtum der Artemis. Der Abend ist gekommen, das Helligtum verfliehet nach der Mythe für die Nacht ins Meer, und Artemis ist vom

Mare herabgestiegen und ruft Pan und die Nymphen auf, mit ihr die Stunde zu feiern und das Leben zu segnen.